

Erich Kleiber

Ein Dirigentenporträt

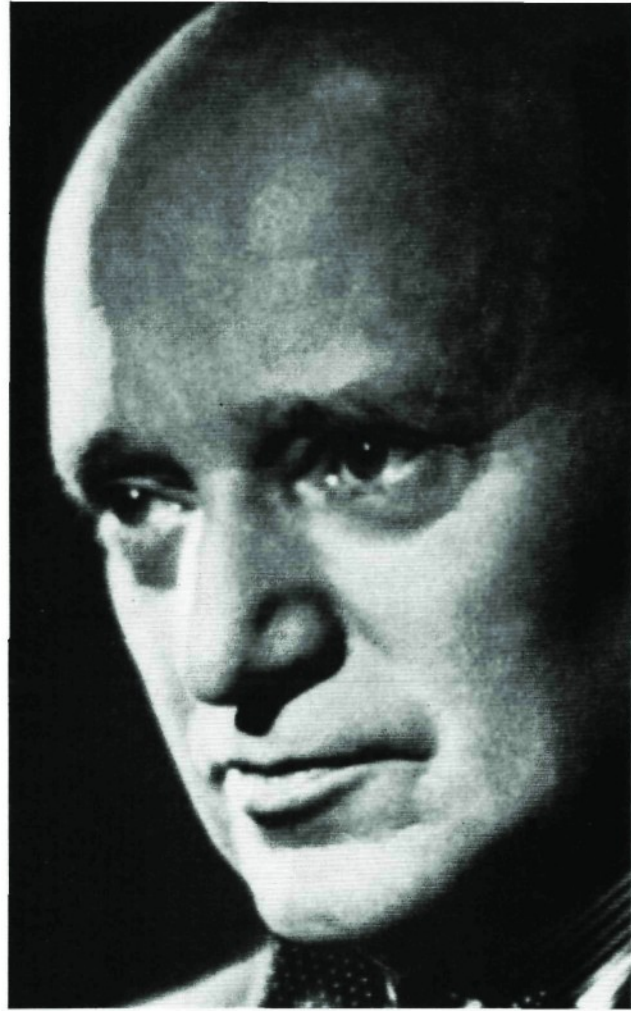
Die Schallplatte war Erich Kleiber, wie alles Technische, fremd. Er fühlte sich als Dirigent alter Schule, als Ensemble- und Orchestererzieher, der in Opernhaus und Konzertsaal herrscht und Rundfunk und Schallplatte als zeitbedingte Erscheinungen betrachtet. Paradoxiert wurde Kleiber schon 1923 zu einem gesuchten Schallplattendirigenten — Glück hat, wer noch alte 78er-Aufnahmen von Walzern, Ouvertüren oder der „Unvollendeten“ findet! — und hinterließ in seinen letzten Lebensjahren die schönsten Zeugnisse seiner Dirigierkunst auf Fonogrammen. Wegen seiner unnachgiebigen Werktreue, seines fanatischen Probeneifers und seines überlegenen Formsinnes war der Schallplatten-Gegner Kleiber ein idealer Kapellmeister für jede Art technisch reproduzierter Musik. Aus dem Tongerät spricht Kleibers Musiziergeist fast noch deutlicher als aus seinen Leistungen in Oper und Konzertsaal; wer Kleiber dirigieren sah, wurde durch das Fluidum absoluter Autorität, das von dem unteretzten, stämmigen Herrn mit dem kahlen Schädel und den herrischen Gesten ausging, oft vom konzentrierten Hören abgelenkt.

Sämtliche Langspielplatten, die Decca von Erich Kleiber herausbrachte, stammen aus den Jahren 1950 bis 1955. Voran stehen zwei Operngesamtaufnahmen: Mozarts „Hochzeit des Figaro“ und Strauß' „Rosenkavalier“, besetzt mit Wiener Spitzenkräften^{*)}. Der Glanz des Theaterkapellmeisters Kleiber leuchtet auf, die Suggestion des Mannes, der von 1923 bis 1935 der vergötterte Chef der Berliner Staatsoper war und später in den Theatern Südamerikas Triumphe feierte: ein Pult-Cäsar, der auf jedes Sechzehntel achtete, dem keine instrumentale Floskel entging und kein dramatischer Akzent entglitt.

Aufbewahrt wurde auch, was Kleiber als seine Lebensarbeit bezeichnete: seine Beethoven-Interpretationen. Vom Amsterdamer Concertgebouw-Orchester hört man seine straffe, betont klassisch-klare Eroica, die in allen Weltstädten berühmt war. Man hört die 5., 7. und 9. Symphonie und vor allem die Pastorale, deren Bild sich Kleiber — er war wie Beethoven ein leidenschaftlicher Wanderer und Naturfreund — auf seinen ausgedehnten Spaziergängen erarbeitet hatte. Kleibers Sinn für romantische Ekstasen und für mondänen Klangzauber halten die Aufnahmen der 4. und 6. Symphonie von Tschai-kowsky (mit dem Pariser Conservatoire-Orchester) überzeugend fest. Leider gibt es keine Aufnahmen von Kleibers unnachahmlich wienerischer Art, Schubert zu dirigieren.

Harte Arbeit war Erich Kleibers Ethos. Sein Probierereifer war gefürchtet. Noch strenger als mit Sängern und Orchestern verfuhr er mit sich selbst. Partituren, die er hundertmal dirigiert hatte, holte er immer wieder zu stundenlangem Studium hervor. Als er die Neueinstudierung des „Freischütz“ in der Münchner Staatsoper 1954 vorbereitete, ließ er sich eine Photokopie der Originalhandschrift Webers kommen und verglich damit Takt für Takt die gedruckte Partitur. Er kam einer Menge Druckfehler auf die Spur, und in nächtelanger Arbeit auf dem Hotelzimmer korrigierte Kleiber das gesamte Orchestermaterial an Hand des Wienerischen Autographs. Ähnlich überprüfte er Beethoven-Symphonien.

Das Arbeiten hatte er gründlich gelernt. Er, ein Sohn eines Wiener Gymnasiallehrers böhmischer Abstammung, verlor früh beide Eltern. Er wuchs in Prag bei Verwandten auf, hungerte sich durchs Studium und erregte als Zweizehntwanzigjähriger 1912 im Hoftheater Darmstadt erstmals Aufsehen als eigenwilliger Operndirigent. Nach Kapellmeisterjahren in



Wuppertal und Mannheim gelang 1923 der große Sprung: Erich Kleiber wurde Generalmusikdirektor der Berliner Staatsoper. Den Glanzpunkt seiner Berliner Zeit verzeichnet die Musikgeschichte: die denkwürdige Uraufführung von Alban Bergs „Wozzeck“ im Jahre 1925. Weil Kleiber eine unüberwindliche Abneigung gegen Politik hatte, vertauschte er 1935 die Lindenoper mit den Opernhäusern Südamerikas. Als er 1950 nach Europa zurückkam, fand sich kein Theater und kein Orchester, das den herrischen, eigenwilligen Dirigenten fest an sich binden wollte, obgleich Kleiber gern eine dauernde Position eingenommen hätte. Er nahm widerwillig die Beschwerden des Nomadenlebens eines Reisedirigenten auf sich. Wo er am Pult erschien, wirkte er wie ein unwalzendes Ereignis. Orchester, die gemeint hatten, eine Partitur im Schlafe zu beherrschen, erfuhren von ihm, daß sie noch viel genauer phrasieren müßten, daß ihr Klang noch sinnlicher zu blühen habe, daß noch viel Arbeit zu leisten sei, um einem Maximum an Werktreue nahezukommen.

Kleibers Ideal war die Schönheit des Musizierens. Auch der leidenschaftlichste Ausdruck mußte noch ästhetische Qualität haben, auch die tiefste Empfindung bedurfte der Zügelung durch die Form. Seinem wienerischen Naturell entsprach die Forderung, daß Musik zuerst „schön“ sein müsse. Am 200. Geburtstag Mozarts, am 27. Januar 1956, starb Erich Kleiber, 65 Jahre alt, in Zürich. Der Kellner fand ihn tot in der Badewanne. Herzschlag. Auf dem Grabstein in Zürich steht sein Lieblingsmotiv, der Anfang von Beethovens achter Symphonie.

Karl Schumann

^{*)} Beide Aufnahmen werden in dieser Ausgabe besprochen.